

ZB MED - Informationszentrum Lebenswissenschaften

Dieffenbach

Lampe, Richard

Leipzig, 1934

ZB MED - Informationszentrum Lebenswissenschaften

Shelf Mark: Ui VI 1614

Als "Praktischer Arzt und Operateur" in Berlin

[urn:nbn:de:hbz:38m:1-117147](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:38m:1-117147)

nachten bleiben wir wohl noch hier, D. arbeitet viel mit DÖLLINGER in Injektionen, worin DÖLLINGER der größte Künstler ist und selbst PROCHASKA übertrifft. Dann will er nach Mainz sich wenden um zu sehen, was für einen Arzt dort zu hoffen ist.“

Der erfahrene HUMBOLDT scheint all' den krausen Plänen DIEFFENBACHS ein schnelles Ende bereitet zu haben, indem er ihm energisch riet, nach Berlin zu kommen, um das Staatsexamen abzulegen; vielleicht hat der hochherzige Mann bei seiner treuen Freundschaft zu JOHANNA auch die äußern Schwierigkeiten des „kostspieligen Kursus“ überwinden helfen.

Während JOHANNA sich nach Königsberg begab, blieb DIEFFENBACH in Berlin und stieg nun endlich ins Examen. Fünf Stationen waren durchzumachen, die anatomische, die akiurgische, die chirurgische, die medizinische und die Schlußprüfung. Durchschnittlich ging ein halbes Jahr mit der Ablegung des Kursus hin. Die Zahl der Examinanden betrug etwa hundertfünfzig. Am 5. Juli 1823 erhielt DIEFFENBACH die Approbation als „Arzt und Operateur“, wobei zu bemerken ist, daß nur denjenigen jungen Ärzten, die sich in der Akiurgie und Chirurgie ausgezeichnet hatten, der Charakter als „Operateur“ beigegeben wurde.

Vor 13 Jahren hatte DIEFFENBACH die Schule verlassen, er blickte also auf 26 akademische Semester zurück und stand im 32. Lebensjahre.

Als „Praktischer Arzt und Operateur“ in Berlin

Sogleich nach beendetem Staatsexamen ließ sich DIEFFENBACH in Berlin nieder und bezog eine Wohnung in der Mittelstraße. Preußens Hauptstadt hatte damals etwa 200 000 Einwohner, die Zahl der in ihr praktizierenden Ärzte betrug etwa 160. Am 13. Juli, also eine Woche nach seiner Niederlassung, schreibt er an seine Tante DÜHR:

„Meine Praxis mehrt sich, doch geschieht die meiste Behandlung nur, um Ruf zu bekommen, denn bis jetzt habe ich noch keinen Heller eingenommen. Seid nur ruhig, meine Lieben, es wird mir schon glücken, nur Geduld, ich habe immer ganz unverschämtes Glück in meiner Praxis und bin ein kühner Operateur.“

Wir ersehen hieraus, daß sich der junge Arzt auch in der Großstadt sein Selbstvertrauen bewahrt und von vornherein

darauf ausgeht, sich chirurgisch zu betätigen und einen Ruf als Operateur zu erringen.

Wie waren wohl seine Aussichten? Wie stand es in Berlin um die Ausübung der Chirurgie anfangs der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts? Die Vertreter dieses Faches waren die beiden Professoren KARL FERDINAND GRAEFE und JOHANN NEPOMUK RUST, beide in der Vollkraft ihrer Jahre, beide Sterne erster Größe. Der 36jährige GRAEFE blickte auf eine beispiellose



Abb. 6. KARL FERDINAND VON GRAEFE. Ölgemälde, im Besitz seines Enkels, Majors VON GRAEFE-GOLDEBEE †

Laufbahn zurück, die er lediglich seiner hohen Begabung und seiner hervorragenden Tüchtigkeit zu verdanken hatte. Er war erst 23 Jahre alt gewesen, als an ihn, den Schüler REILS in Halle, der Ruf ergangen war, an der neugegründeten Berliner Universität den Lehrstuhl für Chirurgie zu übernehmen und eine chirurgische Klinik zu errichten. In den Befreiungskriegen hatte er sich große Verdienste als Organisator des Lazarettwesens und als Kriegschirurg erworben. Nachdem er sein Amt als Leiter der chirurgischen Klinik wieder aufgenommen hatte, war ihm als ersten im Jahre 1816 die Naht der Spalte des weichen Gaumens gelungen. Dann wandte er sein

Interesse der Rhinoplastik zu, erwarb sich Erfahrungen sowohl mit der indischen als auch mit der italienischen Methode derselben, um im Jahre 1817 die von ihm so benannte deutsche Methode einzuführen, bei der der Hautlappen des Oberarmes im Gegensatz zu dem Vorgehen TAGLIACCOZZIS frisch mit dem Nasenstumpfe vereinigt wird. Als akademischer Lehrer hatte er sich allgemeine Anerkennung errungen. Sein Bonner Kollege VON WALTHER, DIEFFENBACHS Gönner, spendete ihm und seiner Lehrtätigkeit folgendes Lob:

„Eine eigentümliche glänzende Erscheinung, kühn und genial improvisiert, wie alles, was von seinem Urheber ausgeht, ist von GRAEFES Klinikum in Berlin, zu welchem sich ein Vorbild weder in Frankreich,

England oder im nördlichen Italien oder Holland findet. Die Einrichtung ist ganz national, ganz deutsch.“

Und über seine operative Geschicklichkeit äußert sich NICOLAI IVANOWITSCH PIROGOW, der im Jahre 1833 sein Schüler war, folgendermaßen:

„GRAEFES Klinik besuchte man, um einen wahren Meister und virtuoson Operateur zu sehen. Seine Operationen imponierten allgemein durch ihre Gewandtheit und Akkurateesse sowie durch die Sauberkeit und ungewöhnliche Schnelligkeit der Ausführung.“

Nach einem Jahresbericht des Kgl. chirurgisch-ophthalmia-trischen Klinikums für das Jahr 1823, dem Jahre der Niederlassung DIEFFENBACHS in Berlin, waren 451 Operationen, davon 51 augenärztliche ausgeführt worden. 11 Kranke waren gestorben. Die Zahl der Zuhörer hatte in diesem Jahre 238 betragen.

Der im Jahre 1775 in Österreich-Schlesien geborene RUST hatte seine medizinische Ausbildung in Wien genossen. Nach einer kurzen Tätigkeit als Lehrer der Anatomie in Olmütz wurde er bei der Reorganisation der Universität Krakau im Jahre 1803 als Lehrer der Chirurgie dorthin berufen. Als im Jahre 1809 im Frieden zu Wien West-Galizien an das damalige Großherzogtum



Abb. 7. JOHANN NEPOMUK RUST.
Stich von F. BOLDT nach einer
Zeichnung von FR. KRÜGER

Warschau abgetreten wurde, ging RUST wieder nach Wien, wo er bald eine Stellung als erster Wundarzt am Allgemeinen Krankenhause erhielt. Während des Wiener Kongresses bewog der preußische Staatskanzler HARDENBERG den auch als Organisator geschätzten Chirurgen zum Übertritt in preußische Dienste. Als General-Divisionsarzt machte er den Feldzug von 1815 im Korps des Grafen von BÜLOW-DENNEWITZ mit. 1816 wurde ihm die Leitung der neuerrichteten chirurgisch-ophthalmologischen Abteilung an der Charité in Berlin übertragen, die im folgenden Jahre auf seinen Antrag zu einer akademischen Lehrstätte umgestaltet wurde. Seine Stärke als Chirurg war wohl die große Erfahrung, die er sich in seiner Wiener Tätigkeit erworben hatte. Mit seiner manuellen Gewandtheit war es anscheinend nicht weit

her; STROMEYER, der im W/S 25/26 seine Klinik hörte, urteilt darüber:

„Seine rechte Hand war ebenso ungeschickt wie seine linke; man freute sich bei jeder seiner Operationen, wenn der Assistent unverletzt davonkam.“

Als akademischer Lehrer wurde aber auch er, besonders wegen seiner Exaktheit in differentialdiagnostischen Fragen, hochgeschätzt. Die Zahl seiner Zuhörer blieb gegen die GRAEFES nur wenig zurück.

Neben diesen beiden Großen, die auf der Höhe ihres Ruhmes standen und sich auf ihre Kliniken stützen konnten, suchte nun unser DIEFFENBACH, unverzagt und uneingeschüchtert — „zur Chirurgie bin ich geboren“ — emporzukommen. Andere namhafte Chirurgen gab es in Berlin damals nicht, wie es außer der Charité und dem Kgl. Klinikum in der Ziegelstraße auch keine anderen Krankenanstalten gab. Der Begriff „Privatklinik“ war damals noch unbekannt, auch hätten unserm DIEFFENBACH wohl die Mittel zur Errichtung einer solchen gefehlt. So führte er denn kleinere Operationen in seinem Sprechzimmer, größere in der Behausung seiner Kranken aus, und es braucht wohl nicht näher begründet zu werden, daß zunächst nur die wenig bemittelten Kreise der Berliner Bevölkerung zu seiner chirurgischen Klientel gehörten. Die Sporen verdiente sich der junge Chirurg mit einigen glücklich verlaufenen Herniotomien, und schon ein Jahr nach seiner Niederlassung konnte er voll Stolz seinen Angehörigen schreiben:

„Ich habe hier wirklich schon ziemlichen Ruf und bin mehrere Male zu benachbarten Städten zu chirurgischen Operationen, selbst von einigen hiesigen inneren Ärzten nach Köpenick zu einer Bruchoperation in der Nacht zitiert. Es war aber schon Brand in den Gedärmen, wie ich erkannte, und klüglich unterließ ich die Operation.“

Von den etwa 700 Bruchschnitten, die der Rastlose in seinem Leben ausgeführt hat, fällt eine erkleckliche Zahl in die Zeit seines Wirkens als praktischer Arzt, Operationen, die von dem Unternehmungsgeist und dem Selbstvertrauen des jungen Chirurgen deshalb so beredtes Zeugnis ablegen, weil sie häufig unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen ausgeführt werden mußten. Hierzu ein Beispiel:

„Eine sechzigjährige redliche Bürgerfrau litt seit acht Tagen an einer Einklemmung eines linken Kruralbruchs von der Größe eines halben

Hühnereies, welchen ein Arzt vergeblich hatte reponiren wollen. Am achten Tage wurde ich gerufen, als ich eben meine Krankenbesuche anfangen wollte. Ich eilte zuerst zu dieser Patientin. An der Tür des Hauses empfing mich die Tochter mit den Worten, die Mutter habe sich anders besonnen, wolle mich nicht sehen und sich nicht schneiden lassen. Da rückte ich näher; aber das unfreundliche Fräulein vertrat mir den Weg und sagte mit barschen Worten: die Mutter soll nicht geschnitten werden, sie habe gehört, ich schneide so gern. Ich kehrte mich nicht daran, sondern drang in das Zimmer. Da rief das Mädchen mit drohender Gebärde, indem es sich beschirmend vor dem Bette der Mutter aufstellte, wenn der Bruder nur erst da wäre, der würde mir etwas anderes zeigen, d. h. der sollte mich hinauswerfen. Ich behielt meine ganze Ruhe, und das alte Mütterchen erlaubte mir nun, den Bruch anzufassen, aber mehr nicht. Da trat der Grobian, der Bruder, ein, und schrie ein Mal über das andere, hier wird nicht geopferirt (berlinisch); genug ich mußte abziehen, da alle Vorstellungen nichts halfen. Plötzlich fiel mir ein, zwei Frauen, welchen ich früher eingeklemmte Brüche operiert hatte, und welche nicht weit davon wohnten, zu meiner Unterstützung herbeizuholen. Darüber verstrich eine halbe Stunde. Von ihnen und einem Assistenten begleitet, betrat ich abermals das ärmliche Hofstübchen. Ein feierlicher Zug im Gesichte der Alten, eine größere Ruhe in den Zügen der Kinder fiel mir sogleich auf. Ich will sterben, sagte das Mütterchen, ich habe soeben das heilige Abendmahl genossen. Jetzt traten die beiden bisher stummen Zeugen geretteten Lebens an das Krankenbette, und hoben gleichzeitig die Röcke in die Höhe, und sagten mit erhobener Stimme: „Da seht, er hat uns auch den Bruch kurirt, es ist ja eine wahre Kleinigkeit, es tut nicht wehe!“ Nun nickte die Alte mit dem Kopfe, und sagte, so soll man mit mir machen, was man will, und die Kinder: „Wenn Ihr wollt, Mutter, dann tut es.“ Schnell war ein Operationstisch aufgebaut, und die Kranke darauf gelegt, und die Hände von den Frauen gehalten. Nachdem die Weichteile durchschnitten waren, gelangte ich auf den Bruchsack, welcher stellenweise verdünnt war, so daß die darin enthaltene Flüssigkeit durchschimmerte. Beim Eröffnen flossen einige Drachmen eines gelben, klaren Wassers aus, der Sack enthielt zuerst eine kleine, harte, zollange Netzpartie, unter welcher eine kleine, rundliche, bläulich-braune Dünndarmschlinge hervorsah. Ich inzidierte das GIMBERNATSche Band, brachte den Darm zurück, und schnitt das Netzstück vor dem Schenkelringe ab. Die Wunde wurde mit Scharpie ausgefüllt, und darüber Pflasterstreifen gelegt. Augenblicklich fühlte sich die Kranke erleichtert, und bei der gewöhnlichen Behandlung war dieselbe noch vor Ablauf der vierten Woche vollkommen hergestellt.“

Im ersten Jahre seiner Berliner Tätigkeit traf DIEFFENBACH ein schwerer Schlag, seine heißgeliebte Schwester PHILIPPINE starb in Rostock im Alter von dreißig Jahren. Den Vater hatte er im zartesten Kindesalter verloren, die liebevolle Mutter war gestorben, als er draußen war in Kampf und Sieg, nun verließ ihn

auch seine nur um zwei Jahre jüngere Schwester, die Gespielin seiner Kinderjahre, die für ihn gebangt und gebetet hatte in der Zeit seiner wilden Brausejahre. Und bald hatte der Bruder Gelegenheit, seiner dahingeschiedenen Schwester die Liebe und den Dank über ihr Grab hinaus zu erzeigen, denn auch PHILIPPINENS Mann, sein Schwager BÜHRING, starb früh. Da nahm sich der Oheim mit aller verwandtschaftlichen Wärme seines Neffen JOHANN FRIEDRICH JULIUS an, indem er ihm den weiteren Besuch der Rostocker Lateinschule und danach das Studium der Medizin ermöglichte. Der Neffe hat in Berlin studiert, bei seinem großen Oheim im Jahre 1841 seine Dissertation „De vulneribus sanandis“ verfaßt und sie jenem mit den Worten: „Viro illustrissimo, celeberrimo J. F. DIEFFENBACH, avunculo suo carissimo maxime de se merito“ gewidmet. Und dieser Dr. J. BÜHRING ist es nun, den DIEFFENBACH, von Todesahnungen heimgesucht, zum Ordner seines literarischen Nachlasses bestellt hatte und der den zweiten Band seiner Operativen Chirurgie mit einem ergreifenden, pietätvollen, DIEFFENBACHSchen Geist atmenden Vorwort ein Jahr nach des Verfassers Tode herausgegeben hat.

Im Jahre 1824 war die Stellung DIEFFENBACHS wirtschaftlich so gefestigt, daß er JOHANNA heimführen konnte. Er hatte inzwischen seine Wohnung von der Mittelstraße nach der Jägerstraße verlegt.

„Zürnet nicht, Ihr Teuren, daß ich nicht schon zuvor um Euren Segen, um den ich jetzt bitte, flehte und ändert nichts in Eurer Liebe zu mir. Müßt Ihr Euch doch vielmehr freuen, daß mein umherschweifender Sinn durch ein geliebtes Weib mehr an Boden und Haus gefesselt ist und keine weitaussehenden Pläne mich mehr in die Ferne locken werden. Mein Weib ist nicht jung, nicht schön, nicht reich; aber eben weil Ihr dieses alles abgeht, werdet Ihr um so gewisser überzeugt sein, daß ich sie liebe. Dagegen besitzt sie einen unendlichen Reichtum an Güte des Herzens, eine köstliche Bildung, also Güter, die nie zu verlieren sind.“

JOHANNA machte bald ihr Berliner Heim wie dereinst das Königsberger zu einem Sammelpunkt geistig bedeutender Menschen. Als BURDACH im Jahre 1827 bei seinem ehemaligen Schüler zu Gaste war, las ihnen der berühmte Schauspieler DEVRIENT „mit wahrer Begeisterung“ aus SHAKESPEARESchen Königsdramen vor. Erwähnen möchte ich auch, daß JOHANNA ihren Gatten bei HUMBOLDTS einführte, und daß der junge Doktor dort so gefiel, daß er alsbald zum Hausarzt erkoren wurde. Frau

VON HUMBOLDT hat sich mehrfach warm anerkennend über den neuen Arzt ihrer Tochter gegenüber geäußert, wie ich aus den „Briefen der GABRIELE VON BÜLOW, geb. VON HUMBOLDT“ ersah. Die betreffenden Stellen führe ich hier an, weil sie uns die herzwinnende Art, die DIEFFENBACH im Verkehr mit seinen Kranken eigen war, so recht vor Augen führen.

„DIEFFENBACH ist ein gar lieber, sorgsamer Arzt, aber was er einem alles aufgeben kann zu tun, nein, davon hast Du keine Idee, und den andern Tag weiß er noch alles, erkundigt sich nach allem, hat von den oft zahllosen kleinen Aufgaben nichts vergessen, und man kommt von nichts los.“

„Selbst DIEFFENBACH war letzthin so ergriffen, wie sich einige bessere Aspekten zeigten, daß er mir die Hand ergriff und sagte: „O wenn es mir gelingt, Sie wieder herzustellen, so bin ich unbeschreiblich glücklich.“

„Alle Tage sage ich zu DIEFFENBACH: „Machen Sie, daß ich besser werde, ich habe gar nicht die Zeit krank zu sein.“ Dann lacht er und findet mich viel besser.“

Übrigens hat DIEFFENBACH auch WILHELM VON HUMBOLDT in seiner letzten Krankheit behandelt, ihm aber nicht — um hier einen kleinen Zug des großen Arztes anzuführen — die Augen zugeedrückt; diesen vielgeübten Brauch, der bei einem Toten den Eindruck eines Schlafenden erhöhen soll, lehnte er als „durchaus ungehörig“ ab.

„Wo ich auch sein werde, Praxis werde ich gewiß überall bekommen; eine eigene Sympathie, die ihren Grund in der Wahrhaftigkeit meiner Teilnahme hat, zieht alle Leidenden zu mir hin.“ So hatte sich DIEFFENBACH schon als älterer Student beurteilt, und dieses Urteil war richtig. Von Jahr zu Jahr wuchs seine Praxis in dem großen Berlin, er war längst nicht mehr Arzt nur des kleinen Volkes, auch die Kreise der Wohlhabenden und Gebildeten wandten sich ihm zu. Unter anderen behandelt er im Jahre 1827 den Studiosus VON HÖVEL, der im Pistolenduell einen Schußbruch des Oberschenkels davongetragen hatte, in der elterlichen Wohnung, ist aber bescheiden genug, das von den Eltern des Verletzten vorgeschlagene Konsilium mit Geheimrat RUST nicht abzulehnen. Auch mit Geheimrat VON GRAEFE kommt er am Krankenbett bei einer Dame, die durch ungeschickte Verabfolgung des Klysmas eine Mastdarmverletzung erlitten hatte, zusammen.

Wenn DIEFFENBACH auch der Hang nach Golde fern lag — „Erst kommt die Wissenschaft, dann kommt das Geld von selbst“,

pflegte er später zu seinen Assistenten zu sagen — und er niemals ein Arzt der großen Honorare gewesen ist, so war er dank seines Fleißes und seiner Erfolge nun so weit, daß er sich den Lieblingswunsch, mit eigenem Gespann die Besuche in seiner ausgedehnten Praxis abzufahren, erfüllen konnte. Sein militärischer Dienst als Kavallerist hatte ihn zu einem ausgesprochenen Pferdeliebhaber gemacht. — „Ein edles Pferd ist das schönste Geschöpf auf Erden“. — Ein so begeisterter und sicherer Reiter er auch war, zur Ausübung der edlen Reitkunst gebrach es ihm, dem Vielbeschäftigten, an Zeit. — Wohl aber mußten auf seine ärztliche Anordnung hin dicke Männer seines Klientels reiten lernen. „Irgendeine gesunde Passion muß jeder Mensch haben“. — So wandte er sich der Kunst des Rosselenkens zu und brachte es in dieser dank der ihm eigenen Zähigkeit zum höchsten Grade der Vollkommenheit. Noch in seinem letzten Lebensjahre hat er in einer Berliner Tageszeitung einen Aufsatz über „Selbstfahren“ erscheinen lassen, den wieder ans Tageslicht zu ziehen weder ROHLFS noch mir trotz heißem Bemühen gelungen ist. Wurde er zu einem kranken Landwirt oder einem sonstigen Pferdehalter gerufen, so konnte ihm bei seinem lebhaften Temperament und seiner Passion für „das edelste Geschöpf“ wohl die Entgleisung unterlaufen, daß er sagte: „Bitte, zeigen Sie mir erst mal Ihre schönen Pferde, nachher können wir von Krankheiten reden.“ Schöne Pferde und Wagen sind der einzige Luxus gewesen, den DIEFFENBACH sich leistete, er hielt unbestritten das schönste Gespann Berlins, und die Passanten blieben stehen, wenn der allen Berlinern bekannte Arzt mit dem energischen Gesicht und dem straffen Körper seine feurigen Rosse im scharfen Trabe durch die Straßen der Residenzstadt lenkte. Und mancher mag bei sich gedacht haben: „Nun eilt der kluge, hilfreiche Arzt gewiß wieder zu einem Kranken mit einer schweren Verletzung oder einem eingeklemmten Bruche. Gott segne seine geschickte Hand.“ Die Berliner Schusterjungen aber sangen — nach eigener Melodie —:

„Wer kennt nicht Doktor DIEFFENBACH,
Den Doktor der Doktoren?
Er schneidet Arm und Beine ab,
Macht neue Nas' und Ohren.“

DIEFFENBACHS Erinnerungen an seine Soldatenzeit und seine Pferdeliebbaberei schleichen sich manchmal in seine Ausdrucks-

weise als Schriftsteller ein. Da schreibt er: „Man klebt das Pflaster auf die Nase wie man den Sattel auf den Rücken des Pferdes legt.“ Von einem jungen Menschen, bei dem die Naht des Gaumensegels vorgenommen werden sollte, berichtet er: „Zuerst biß er die Zähne zusammen und benahm sich wie ein stetiges Pferd und wollte den Mund durchaus nicht öffnen . . .“ Oder er braucht bei dem Aufzählen der Autoren unzweckmäßiger Operationsmethoden den Vergleich: „Auf noch fahlerem Pferde sitzt . . .“ Und ein weiteres Bild — das der Nachwelt erhalten zu werden verdient — lautet: „Eine Chirurgie auf Mechanik gestützt ist ein Reuter auf einem hölzernen Pferde; es bleibt auf der Stelle stehen und würde unveränderlich sein, wenn die Würmer es nicht zernagten. Eine Chirurgie auf Physiologie gegründet durchfliegt dagegen die Wüsten wie ein arabisches Pferd.“ Schließlich erzählt DIEFFENBACH auch wohl direkt etwas von seinen Rossen, so beim Kapitel „Aderlaß“: „Ich besaß ein heftiges polnisches Pferd; bei großer Sonnenhitze biß es sich die angeschwollenen Venen in der Seite auf, wenn es zu viel Blut fühlte, und dann war es wieder ruhig. Dergleichen Beobachtungen sind bei Pferden nicht selten.“ Auch der Wagen und der Schlitten müssen herhalten: „Die Handschrift beim Schreibkrampf sieht aus, als wenn sie im Fahren in einem schlechten Wagen auf schlechtem Steinpflaster geschrieben wäre.“ — „Das Glüheisen darf nicht wie ein Schlitten über die Vaginalhaut fortglitschen, sondern muß langsam . . .“

Nun eine kleine Abschweifung: ich habe bei der Lektüre der DIEFFENBACHschen Schriften unwillkürlich darauf geachtet, ob nicht auch gelegentlich der ehemalige bibelfeste Theologe hindurchgucke. Das ist nicht der Fall bis auf eine einzige Stelle, wo in ihm die Erinnerung an den Psalmisten aufsteigt, und das fördert gleich eine so köstliche Probe seiner Schreibweise zutage, daß ich sie hier anfügen muß:

„Wenn der Kranke bei unheilbarer Schlundverengerung keine Speisen hinabbringen kann, auch keine Röhren, um ihn dadurch zu ernähren, durchgehen, so soll, wie SEDILLOT empfiehlt, ein Schnitt durch die Bauchdecken gemacht, der Magen eröffnet, und die Wundränder an die äußere Haut angenäht werden. Wenn nun der nämliche Mensch mit einer solchen Schlundverengerung, daß er nicht essen könnte, zugleich an einer Verengerung des Dickdarms litte, so daß der Kot nicht von hinten abginge, und hier nach AMUSSAT die Anlegung eines künstlichen Afteres angezeigt wäre, so wären Mund und After so dicht zusammen,

daß man wahrlich sagen könnte: „Das menschliche Leben ist nur eine Hand breit!“

Sechs Jahre lang hat DIEFFENBACH als „praktischer Arzt“ in Berlin gewirkt, und es fordert unsere höchste Bewunderung heraus, wie er ohne Anlehnung an eine Klinik oder ein Krankenhaus in diesem kurzen Zeitraum in seine Bestimmung als bahnbrechender Chirurg und fruchtbarer ärztlicher Schriftsteller hineinwächst. Bald bleibt es nicht mehr bei der kleinen Chirurgie und bei Notoperationen, wie der der Herniotomie, sondern er wagt sich an die große Chirurgie heran, so an die Ovariometomie, und erzielt tatsächlich einige Heilungen. Aber schnell sieht er ein, daß diese Operation „weder den Kranken noch dem Arzte Segen bringt“ und daß sich nur „die unerfahrene kühne Jugend“ dazu hineinreißen läßt.“ Unwiderstehlich zieht es ihn zu dem „edelsten Zweig der Chirurgie“, zur plastischen Chirurgie, und kühn tritt er mit dem durch seine Leistungen gerade auf diesem Gebiet so berühmten GRAEFE in die Schranken. Auch seinen geschickten Händen gelingt wiederholt die Naht der angeborenen Spaltung des Gaumensegels. Im Jahre 1827 ersinnt er sein Verfahren der Stomatoplastik, und ein Jahr später wagt er sich zum erstenmal an die partielle Rhinoplastik heran. In seinem wissenschaftlichen Eifer nimmt er Fühlung mit der im Jahre 1790 errichteten Berliner Tierarzneischule und ringt sich die Zeit dazu ab, in Gemeinschaft mit Dr. HEINRICH HERTWIG, dem Dozenten an derselben, dem Vater jenes greisen Stabsarztes, den ich in Bromberg kennenlernte, Experimente an Pferden, Schafen, Hunden, Katzen und Vögeln auszuführen. Die Infusion und zumal die Transfusion sind es, die er zum Gegenstand seiner Versuche macht. Letzteres Kapitel ist wesensverwandt mit der Transplantation, der er schon als Student nachhing, trug sie doch auch die Bezeichnung „Transplantatio medica nova“.

Im Jahre 1824, nachdem das erste Jahr der ärztlichen Praxis mit seinen unvermeidlichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwunden ist, beginnt die schriftstellerische Tätigkeit DIEFFENBACHS. Zunächst verfaßt er kurze kasuistische Mitteilungen, aber schon im Jahre 1826 eine kleine, noch heute lesenswerte Abhandlung „Über das Gaumensegel der Menschen und der Säugtiere“. In demselben Jahre noch erscheinen zwei Übersetzungen aus dem Französischen, das er von seinem Aufenthalt in Frankreich her sicher beherrschte, nämlich PH. JOS. ROUXS Schrift

„Über die Staphylorrhaphie“ und M. DE SERRES Abhandlung „Über die Augen der Insekten“. Die erstere ist mit zahlreichen Anmerkungen des Übersetzers versehen, deren wichtigste die ist, daß er ROUX energisch darauf hinweist, daß nicht ihm, dem Franzosen, sondern dem Deutschen VON GRAEFE der Ruhm gebühre, zum erstenmal den angeborenen Spalt des Gaumensegels durch die Naht vereinigt zu haben. Das Jahr 1828 bringt die erste Monographie aus DIEFFENBACHS Feder: „Die Transfusion des Blutes und die Infusion der Arzneien“, die Frucht seiner überaus fleißigen Studien und Experimente in der Tierarzneischule.

Die Hingabe des praktischen Arztes Dr. DIEFFENBACH an seinen Beruf, seine unverkennbare Befähigung zur Chirurgie und sein tiefes wissenschaftliches Streben finden ihre Belohnung; am 22. Mai 1829 wird der Siebenunddreißigjährige zum „Charitéarzt bei der chirurgischen Station“ ernannt. Diese Berufung wird für gewöhnlich als das Werk des Geheimrats RUST, des Direktors der chirurgischen Klinik an der Charité, der durch zunehmendes Alter und ein Augenleiden genötigt gewesen sei, seine operative Tätigkeit einzuschränken bzw. aufzugeben, hingestellt. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Es stimmt, daß der damals vierundfünfzigjährige RUST durch Korpulenz und Rheuma unbeholfen geworden war — die Klinik hielt er nur noch im Sitzen ab, und mit seiner großen silbernen Brille, einer grünen Tuchmütze auf dem Kopf und einem dicken Teppich unter den zumeist in Plüschstiefeln steckenden Füßen machte er zweifellos als Operateur eine etwas komische Figur —, aber daran hat er nicht gedacht, sein Reich mit dem jungen aufstrebenden Berliner Chirurgen, dessen Leistungen ihm von mancher Demonstration und manchem Vortrag in Berliner ärztlichen Vereinen her bekannt waren, zu teilen. Die Berufung DIEFFENBACHS an die Charité war vielmehr das Verdienst des ehemaligen Stabsarztes ALEXANDER KLUGE (1782—1844), der seit Jahresfrist die Stelle eines dirigierenden Arztes an der äußern Abteilung neben RUST innehatte. Dieser durch ärztliche Tüchtigkeit und Organisationstalent ausgezeichnete Mann war mit Arbeit überhäuft, denn er betreute außer der eben angeführten Stellung noch die Gebäranstalt und die syphilitische Station.

Das Schreiben an den Präsidenten RUST, den „Kommissarius für die Charitéangelegenheiten“, in dem KLUGE die Berufung DIEFFENBACHS an die Charité vorschlägt, ist uns erhalten. (SCHEIBE, 200 Jahre des Charité-Krankenhauses zu Berlin.)

„Unter allen hiesigen praktischen Wundärzten finde ich nur einen Mann, von welchem sich voraussehen läßt, daß er das von uns begonnene Werk mit eben dem Eifer und dem wissenschaftlich-praktischen Sinne fernerhin durchführen werde, und das ist der ebenso talentvolle als fleißige und bescheidene Doktor DIEFFENBACH. Bereits seit mehreren Jahren lernte ich ihn am Krankenbette selber als einen sehr tätigen und achtungswerten Heilkünstler kennen, dem es nicht genügte, bloß im gewöhnlichen Geleise der bisherigen Schulsatzungen fortzuschreiten, sondern der sich auch eigene Bahnen brach und so der Kunst neue Heilwege eröffnete. — (Folgt Aufzählung der bis dahin erschienenen Arbeiten und der von ihm schon angegebenen Methoden der Gaumensegelnaht usw., „bei denen er das bisher unglaublich Geschienene möglich gemacht hat.“) — Ihm anfänglich eine interimistische, späterhin bleibende Stellung als Charité-Arzt bei der chirurgischen Abteilung zu geben würde nicht bloß für ihn, sondern auch für die Krankenanstalt und für die Wissenschaft selber ein Gewinn sein. Ob ich nun zwar wohl weiß, daß der Doktor DIEFFENBACH in dem Gebiete der sogenannten Chirurgia medica noch nicht gleiche Fortschritte wie in dem der Akiurgie gemacht haben kann, weil hierzu eine Fülle von Erfahrung nötig ist, die er als junger Arzt noch nicht besitzen kann, so sind doch sein Talent (das von allen Heilkünstlern, die ihn näher kennen, einstimmig anerkannt wird), sein außerordentlicher Fleiß und seine Beharrlichkeit Bürgen dafür, daß er unter Ew. Hochwohlgeboren und meiner Leitung (zu der ich meinerseits mich gern bereitwillig erkläre), in Jahresfrist so weit vorgerückt sein wird, daß er unseres näheren Einflusses nicht mehr bedarf. — — —“

Als „Charitéarzt bei der chirurgischen Station“

Die Charité, eine ausgesprochene Schöpfung der landesväterlichen Fürsorge der Hohenzollern seit den Tagen des ersten Preußenkönigs, stellte ein für die damalige Zeit sehr stattliches massives dreistöckiges Bauwerk mit einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln dar, das in den Jahren 1785—1800 als Ersatz der ursprünglichen, zum Teil noch hölzernen Baulichkeiten errichtet worden war. Die Zahl der Betten betrug 680, die allerdings meist nicht zureichten. Ihrer ganzen Bestimmung nach war die Charité eine Lehrstätte, ursprünglich nur der Ausbildung des militärärztlichen Personals dienend, die Gründung der Berliner Universität im Jahre 1810 aber hob und erweiterte ihre Bedeutung als klinische Lehranstalt, so daß sie im Jahre 1829 alle klinischen Institute unter ihrem Dach vereinte mit Ausnahme des Kgl. chirurgisch-ophthalmiatischen Klinikums, das in der Ziegelstraße lag. Wir hörten oben bereits, daß die Rustsche Abteilung seit 1817 ebenfalls Unterrichtszwecken diente; die Universität Berlin besaß also schon damals zwei chirur-